Brief aus Afrika

Autor(en): **Hepp, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **44 (1950)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925487

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Brief aus Afrika

Wie die Neger sich kleiden und schmücken. Frauen und Männer gehen gewöhnlich barfuß. Nicht nur im und ums Haus, sondern auch bei der Arbeit und beim Wandern. Sogar in den vornehmsten Hotels, wo sie als Kellner dienen, tragen sie weder Schuhe noch Strümpfe. Nur an Sonntagen sieht man etwa einen Neger mit bekleideten Füßen.

Früher hüllten sich die Frauen in Ziegenfelle. Noch heute sieht man häufig Negerinnen mit einem solchen Fell um den Oberleib. Die meisten aber kaufen jetzt viereckige Tücher und schlingen sie ungenäht um den Körper. Je bunter diese Tücher sind, um so lieber werden sie gekauft. Die Negerinnen tragen äußerst selten reinweiße Kleider und schwarze gar nie.

Die meisten Männer tragen kurze Höschen, die nur wenig größer sind als Badehosen. Dazu kommt ein baumwollenes Leibchen oder ein bunter Pullover. Oft begegnet man aber auch Männern, die wie die Frauen ein ungenähtes Tuch um die Hüften tragen. Hemden sind selten. Und wer eines hat, schiebt es nicht in die Hosen, sondern läßt es über den Hosen hinunter hängen. Von weitem sieht es dann aus, als ob sie einen kurzen Mantel trügen. Bessere Arbeiter mit höherem Lohn schaffen sich gern einen Regenmantel an und sind sehr stolz darauf. Sie tragen ihn selbst im brennenden Sonnenschein. Und wer eine Sonnenbrille hat, behält sie auch bei Regenwetter auf der Nase. Es wäre ja schade, wenn man nicht sähe, daß sie wie die Europäer einen Regenmantel und eine Sonnenbrille besitzen.

Die kleinen Kinder haben keine Kleider. Solange sie nicht sitzen können, werden sie von den Müttern vorn an der Brust unter dem Tuch getragen. Später sitzen sie rittlings auf dem Rücken der Mutter und halten sich mit den Armen um ihren Leib. Nur das Köpfchen schaut über das Tuch hinaus. Man sieht selten eine junge Frau, die nicht ein Kindlein mit sich schleppt. Und oft sind es sogar zwei.

Hier in den Bergen ist es abends und morgens meist recht kühl. Nach schweren Gewittern ist es sogar unangenehm naßkalt. Dann frieren die nackten Negerlein. Viele haben fast ständig Schnuppen. Erst wenn die Knaben fünf bis sechs Jahre alt sind, bekommen sie vorn und hinten ein winzig kleines Schürzchen. Die Mädchen tragen gewöhnlich schon vom dritten Jahr an ein leichtes Hemdchen oder Röcklein.

Aus Amerika kommen wagenweise gebrauchte Kleider ins Land. Die werden den Negern billig abgegeben. Ein Filzhut z. B. kostet nur zwei bis drei Franken. Es ist nun gar drollig, zu sehen, wie die Neger die Kleider der Weißen verwenden. Ein paar Beispiele: Wir fahren über

Land. Unterwegs grüßt uns ein Neger. Doch schau: er trägt *zwei* Hüte auf dem Kopf. Beim Grüßen nimmt er nur den obersten ab. Alle Leute sollen sehen, daß er zwei Hüte hat. — Der Verkäufer im nahen Laden trug wochenlang eine Frauenbluse, während er seine Kunden bediente. — Gestern kaufte ein Mann für seine Frau einen langen Rock. Schon im Laden zog er ihn selbst an und trug ihn so nach Hause. — Ein anderer kaufte eine Matrosenmütze. Aber sie saß ihm nicht gut. Da nahm er ein farbiges Band und band sie unter dem Kinn fest, wie es bei uns die Mütter bei kleinen Kindern machen. Ob er das Lächeln des Vorgesetzten verstand, als er am andern Morgen mit seinem neuen Kopfschmuck zur Arbeit antrat? — Ein vierter erwarb sich die Jacke eines Liftjungen und freute sich kindlich, Achselklappen und allerlei Zierat auf der Brust zu haben wie ein höherer Offizier.

Die Neger flicken nicht gern. Meist verstehen sie auch nicht mit Nadel und Faden umzugehen. Darum behalten sie ihre Kleider auf dem Leibe, bis diese in Fetzen an ihnen herunterhangen. Manche laufen so zerlumpt herum, daß man überall die Haut durchschimmern sieht. Und man kann nicht begreifen, wie die vielen Fetzen noch zusammenhalten.

Männer und Frauen tragen hier nur kurze Haare. Viele rasieren sich die Haare ganz weg. Besonders häufig sind die Kahlköpfe bei den kleinen Kindern. Offenbar rasiert man sie wegen der Läuse. Diese lästigen Tierchen können sich in den Krausköpfen der Neger viel leichter einnischen als in den glatten Haaren der Europäer.

Trotz dem kurzen Schnitt wissen die Neger ihre Haartracht recht mannigfaltig zu gestalten. Die Jünglinge ahmen gern die Europäer nach, indem sie rechts oder links oder mitten über den Schädel hin einen Scheitel ziehen; aber nicht mit dem Kamm. Weil die Kraushaare sich nicht glatt anschmiegen lassen, rasieren sie den Scheitel aus. Andere lassen rings um den Kopf herum ein Haarkränzlein stehen wie bei uns gewisse Mönche. Noch andere tragen nur einen schmalen Haarstreifen, der von der Stirnmitte bis zum Wirbel reicht. Am auffälligsten sind die vielen Kinder, die kleinere und größere Haardreiecke zur Schau tragen. Alle übrigen Haare werden ihnen sorgfältig wegrasiert. Man kann auch Frauen sehen, die sich vier bis sechs zentimeterbreite Gäßchen ausrasieren, die von der Stirn bis zum Nacken hinunter reichen.

Sehr beliebt ist allerlei billiger Schmuck. Im nahen Laden sind seit unserer Ankunft schon mehrere Zentner farbige Glasperlen aus Böhmen verkauft worden. Die Frauen reihen sie zu Ketten auf. Jedes Kindlein, aber auch die Frauen tragen solche Ketten um den Hals, an den Hand- und Fußgelenken. Einzelne Stämme zieren sogar ihr Vieh damit. Beliebt sind bei Frauen und Männern Armringe aus Kupfer und Mes-

sing. Einst wollte ich die Armringe einer Frau zählen. Als ich sie an der Hand faßte, bekam sie Angst vor mir und lief davon. Da rief ich meiner Frau. Lachend erlaubte ihr die Negerin, die Ringe zu zählen. Es waren einundachtzig. Aber nachher streckte sie die offene Hand hin. Offenbar erwartete sie ein Geschenk für die gewährte Gunst.

Die Frauen gehen meist barhaupt. Sie lassen sich aber gern von ihrem Mann oder ihrem Freund ein buntes Kopftuch schenken. Nicht selten sieht man Frauen, die eine gewöhnliche Sicherheitsnadel oder das Deckelchen einer Bierflasche oder sonst etwas Glänzendes an die Ohren hängen. Und heute morgen begegnete ich einem jungen Mann, der mit einem langen farbigen Kamm im Haar herumstolzierte.

Fast alle Neger sind tätowiert. Mit scharfen spitzigen Knochen oder richtigen Nadeln ritzen sie Löchlein und Schnitte in die Haut. Dann schmieren sie dunkle Farbe in die Wunden. Deutlich sichtbare Narben bleiben zurück. Jeder Negerstamm hat besondere Muster für das Tätowieren. Die Bahunde — so heißen die Neger unserer Gegend — haben einen Strich, der von der Nasenspitze über den Nasenrücken und die Stirn bis zu den Haarwurzeln hinauf reicht. Dazu kommen allerlei Figuren aus kurzen Strichen und kleinen und großen Punkten auf den Schultern, am Oberarm und an den Schläfen. Bei den Frauen sind erbsengroße Tupfen auf den Wangen besonders beliebt. J. Hepp.

Die Geschichte einer reinen Liebe

12.

«Aenneli, gib mir ein Müntschi!»

Es war ein schöner Sonntag, wie sie Gott erschaffen hat zu seiner Ehre und den Menschen zur Freude. Die Leute wanderten zur Kirche, aus jedem Hause eines oder zwei, wie es der Brauch war. So der Ammann und sein Sohn, der Sepp aus dem Nägeliboden und das Aenneli.

Felix saß auf der Portlaube (Empore bei der Orgel). Er war müde und schläfrig und schlummerte ein. Der Pfarrer war an der Predigt. Da ertönte plötzlich laut und deutlich von der Portlaube her mitten in die Leute hinein:

«Aenneli, gib mir ein Müntschi!»

Der Pfarrer verstummte, alle Leute lachten; sie sahen den Felix an, der immer noch träumte, und sahen das Aenneli an, das zündrot dasaß und sich bis in den Erdboden hinein schämte und plärete die ganze Predigt. Es war des Ammanns Felix, der da so mitten in die